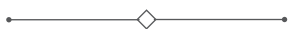


Über die Autorin:

Sina Beerwald, 1977 in Stuttgart geboren, hat sich bislang mit fünfzehn erfolgreichen Romanen, darunter vier historische Romane und Sylt-Erlebnisführer, einen Namen gemacht. 2011 wurde sie Preisträgerin des NordMordAward, des ersten Krimipreises für Schleswig-Holstein. 2014 erhielt sie den Samiel Award. 2008 wanderte sie mit zwei Koffern und vielen Ideen im Gepäck auf die Insel Sylt aus und lebt dort seither als freie Autorin.

SINA BEERWALD

Die
STRAND-
VILLA



Ein Sylt-Roman

KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und
der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerlag.de



Originalausgabe März 2020

Knaur Taschenbuch

© 2020 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Das Werk wurde vermittelt durch die AVA international GmbH

Autoren- und Verlagsagentur, München

Redaktion: Catherine Beck

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: © Ildiko Neer / Trevillion Images; © PixxWerk®, München,
unter Verwendung von Motiven von shutterstock.com

Satz: Daniela Schulz, Rheda-Wiedenbrück

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52412-1

Für Lauris



Die Strandvilla



»Ein eigenthümlicheres Café mag es kaum auf Erden geben. [...] Es herrschte eine clair obscur, eine Ruhe und Stille in dem kleinen Häuschen [...] Ich ließ mich nieder und bat die Wirthin, die mit ihrer Tochter ganz allein der Wirtschaft vorstand, mich durch eine Tasse Kaffee zu erfrischen.«

Graf von Baudissin

1. Buch

Januar 1913



Was machen Sie denn da?« Entrüstet stellte sich Moiken dem jungen Burschen entgegen, der mit seinen Fellstiefeln den schneebedeckten Takerwai entlanggestapft war – schon dabei hatte sie ihn beobachtet, denn Fremde verirrten sich selten in die schmale Gasse –, und dieser dreiste Bursche hatte soeben sein hölzernes Stativ mit der Kamera vor ihrem kleinen Reetdachhaus aufgestellt und schickte sich an, unter dem schwarzen Tuch zu verschwinden. »Sie können doch nicht einfach mein Haus fotografieren!«

»Er hat mich gefragt, und ich habe es ihm erlaubt«, hörte Moiken ihre fünfzehnjährige Tochter von der Hausecke her sagen. Dort stellte Emma gerade einen halb gefüllten Sack mit Schafskötlern ab, nachdem sie zwei Stunden der Spur der Tiere durch die schneebedeckte Braderuper Heide gefolgt war, um das kostbare Brennmaterial zu sammeln.

Ärgerlich zog Moiken die Stirn in Falten. »Emma!« Mehr sagte sie nicht. Dieser ungebetene junge Fotograf war die eine Sache, der nur halb gefüllte Sack missfiel ihr jedoch viel mehr, und das wusste ihre Tochter.

Der Winter war noch lang. Erst seit drei Tagen schrieb Moiken das neue Jahr 1913 über die Einträge in ihr Tagebuch, die seit Ende Oktober von Ungewissheit handelten. Ihr Mann war nicht wie geplant in den Hamburger Hafen zurückgekehrt, sein Schiff, auf dem er als Steuermann fuhr, allerdings schon, so viel hatte sie herausgefunden.

Peter war zuverlässig, sie konnte sich nicht vorstellen, dass er sich abgesetzt hatte. Es musste ihm also etwas zugestoßen sein – auf dem Schiff oder an Land, darüber hatte sie noch keine Auskunft.

Deshalb hoffte sie täglich, er würde vor der Tür stehen, denn mit fünfunddreißig Jahren wollte sie noch nicht zur Witwe werden.

»Was ist?«, fragte Emma in gereiztem Ton. »Habe ich hier gar nichts zu sagen?«

Moiken versuchte schon allein wegen der Anwesenheit des Fotografen ruhig zu bleiben, aber um den würde sie sich gleich kümmern. Erst einmal musste sie Emma zurechtweisen. »Darum geht es nicht. Es ist dummes Zeug von dir gewesen, die Arbeit heute nur halb zu erledigen, das weißt du genau. Den Schafsmist brauchen wir dringend zum Heizen.«

Holz war ein kostbares Gut auf einer Insel, auf der die Einwohner eine Ansammlung von ein paar windschiefen Bäumen bereits als Wald bezeichneten und deshalb anstelle von Zäunen Friesenwälle aus Steinen bauten, große Steine, die ihnen das Meer vor die Füße warf.

Was Emma jedoch nicht wusste: In den vergangenen drei Monaten, seit sie auf die Rückkehr von Ehemann und Vater warteten, waren die Ersparnisse bis auf ein paar Mark geschrumpft.

Von dem Geld, das Peter nach Hause gebracht hatte, hatten sie immer gut leben können, und das, was sie mit dem Backen von Torten und Kuchen für Festlichkeiten verdiente, war ein nettes Zubrot gewesen. Leider auch nicht mehr, selbst wenn sie im östlichen Teil der Insel für ihre schmackhaften Köstlichkeiten bekannt war und viele Brautpaare und Jubilare zu ihr kamen. Doch die Bestellungen allein reichten nicht zum Überleben.

»Also, was hast du dazu zu sagen, Emma?«, forderte sie ihre Tochter auf.

Emma verdrehte die Augen. »Du willst ernsthaft eine Erklärung von mir, weshalb ich nur einen halben Sack gesammelt habe? Bitte. Gern. Es ist Winter. Die Schafe finden wenig zum Fressen. Darum scheißen sie nicht viel. Deshalb ist der Sack entgegen deinen Wünschen nur halb gefüllt. Zufrieden jetzt? Und ich werde doch

wohl einem jungen Fotografen erlauben dürfen, unser Haus abzulichten.«

»Das stimmt, und Ihr Fräulein Tochter war so freundlich«, bestätigte der Bursche in heiterem Ton und zog seinen Hut tiefer ins Gesicht, um den Lichteinfall der schon um die Mittagszeit tief stehenden Wintersonne zu prüfen. Er achtete nicht weiter auf sie und lief geschäftig hin und her, um den besten Standort für seine Kamera zu finden.

Ihr Fräulein Tochter ... dachte Moiken kopfschüttelnd, während sie den dreisten schlaksigen Burschen, der seine blonden Haare wie ein Künstler zum Zopf gebunden trug, mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Amüsiertheit beobachtete. Er führte sich auf, als wäre er ein berühmter Fotograf.

Emma schien die Anrede gefallen zu haben, sie machte den Rücken gerade, nahm ihre Schultern nach hinten und lächelte.

Es fehlte nur noch ein halber Kopf, dann war ihre Tochter so groß wie sie. Wo war nur die Zeit geblieben? Eben war sie doch noch so klein gewesen, und nun wurde sie vom Mädchen zur Frau.

Emma stand unbeweglich an der Hausecke, ihre Augen hatte sie noch immer auf den jungen Fotografen gerichtet, und dennoch ging ihr Blick in die Ferne. Wenn sie ihre Tochter betrachtete, glaubte Moiken, sich selbst als junges Mädchen dort stehen zu sehen. Äußerlich waren sie sich wie aus dem Gesicht geschnitten. Beide hatten sie kräftiges, dunkelblondes langes Haar, wobei Emma es am liebsten zu einem geflochtenen Zopf und Moiken es meistens hochgesteckt trug. Beide waren sie groß und auffallend schlank, die blauen Augen waren von besonders dichten, dunklen Wimpern umkränzt, das Kinn ein wenig zu spitz, die Nase dafür klein und stupsig.

In letzter Zeit verlor sich Emma oft in ihren Gedanken, wahrscheinlich war ihr das eben beim Schafsmistsammeln auf dem

acht Kilometer langen idyllischen Weg durch die Dünen von Keitum bis nach Kampen auch wieder passiert.

Moiken hätte zu gern gewusst, was in ihrer Tochter vorging, doch Emma ließ sie nicht daran teilhaben. Sicher war nur, dass auch Emma in Sorge um ihren Vater war und in Gedanken gern in andere Welten entfloh, indem sie Luftschlösser über dem Wattenmeer baute und sich in ihren Tagträumen mit dem Azurblau des stillen Wattenmeers, dem leuchtenden Gold des Sands und dem Immergrün der Heide ihre Zukunft bunt und schön malte.

Ihr Fräulein Tochter – solche Anreden benutzte niemand in ihrem Dorf im Osten der Insel. So sprach man nur im mondänen Seebad Westerland, wo seit rund fünfzig Jahren die gut betuchten Sommerfrischler Erholung suchten und kaum noch Ruhe fanden, angesichts der dicht an dicht stehenden Sandburgen, mit denen die rund dreißigtausend Gäste im Verlauf der Saison ihr Strandkorb-Revier begrenzten.

Zwar waren es bis zur Westseite ins quirilige Westerland nur vier Kilometer, mit der Inselbahn kaum zehn Minuten Fahrtzeit, und doch hatte Emma diese andere Welt noch nie bereist.

Alles, was sie für das tägliche Leben benötigten, gab es in Keitum, auch einen Arzt. Für Moiken Gründe genug, nicht in die Stadt zu fahren, in der sie aufgewachsen war. Tatsächlich aber wollte sie nicht mit ihren Erinnerungen konfrontiert werden.

Unbeirrt suchte der Bursche weiter die beste Position für seine Kamera, wobei er mittlerweile in deutlich schräger Linie zum Haus stand. Wie sollte das überhaupt etwas werden? Er war kaum älter als Emma, vielleicht siebzehn, wahrscheinlich noch ein Lehrling. Wie auch immer – an Dreistigkeit mangelte es ihm jedenfalls nicht.

Das kleine Reetdachhaus, in dem sie lebten, trug gewiss zu Emmas Empfindungen von Beengung bei. Besonders zwischen den anderen Reetdachhäusern, die entlang des schmalen Takerwais wie dahingewürfelt lagen, wirkte es wie ein Puppenhaus, denn

es besaß einen auffallend niedrigen Giebel und eine Eingangstür, durch die sich jeder bücken musste.

Doch genau an dieser außergewöhnlichen Optik hatte wohl der junge Fotograf Gefallen gefunden, obwohl es genug schöne Häuser in Keitum gab, deren Abbilder man auf Postkarten hätte drucken und verkaufen können – doch diese Häuser waren eben austauschbar.

»Hübsch!«, rief er in diesem Moment und tauchte begeistert unter dem schwarzen Tuch vor.

Verdutzt legte Moiken den Kopf schräg. Das sah doch ein Blinder mit Krückstock, dass er aus diesem Winkel allenfalls die Hausecke aufgenommen haben konnte.

Und kaum hatte Moiken verstanden, was tatsächlich sein Motiv gewesen war, klopfte die Wut im Takt ihres schnellen Pulses in ihrer Halsader. Nun reichte es aber. Was für eine Unverfrorenheit!

»Was erlaubst du dir, ungebeten meine Tochter zu porträtieren?« Mit der höflichen Anrede war es vorbei. Und mit ihrem Gleichmut ebenfalls.

Sie raffte den Rock ihres grauen Hauskleids aus grobem Leinen, damit der Saum nicht von einer Mischung aus Schneematsch, feuchter Erde und Hühnerdreck beschmutzt wurde, und ging auf den Burschen zu, um ihn fortzuweisen.

Beschwichtigend hob der junge Mann die Hände. »Verzeihung, aber in Westerland freuen sich die Menschen, wenn ich sie fotografiere. Ich wollte Ihrer Tochter nicht zu nahe treten. Nur das Sonnenlicht fiel gerade so wundervoll auf ihr Gesicht – da konnte ich nicht anders. Wenn Sie uns im Fotoatelier in Westerland besuchen, bekommen Sie einen Abzug geschenkt.«

Ein scheinbar nettes Angebot, aber auf diese billige Masche des Kundenfangs fiel Moiken bestimmt nicht herein. »Ich fahre nicht nach Westerland«, gab sie brüsk zurück. »Schon gar nicht wegen einer Fotografie!«

Der enttäuschte und zornige Blick, den sie von ihrer Tochter erntete, versprach noch eine lebhafte Diskussion. Immerhin war Emma schlau genug, jetzt keine Widerrede zu leisten. Mit ihrem Dickschädel rannte sie nicht mehr gegen jede Mauer, daran merkte man, dass sie älter und reifer wurde. Eigensinnig blieb sie dennoch.

Der Fotograf stand da, als hätte er Wurzeln geschlagen.

»Geh deines Wegs, du hast mir schon genug Zeit gestohlen«, forderte sie ihn auf. Das war hoffentlich deutlich genug gewesen. Doch weit gefehlt. Der Fotograf packte zwar sein Stativ, allerdings zog er damit nur ein paar Meter weiter, von wo aus er nun tatsächlich eine perfekte Sicht auf das Haus hatte.

»Einen Augenblick nur, ich bin gleich fertig.«

Moiken blieb angesichts dieser Frechheit die Spucke weg. Konnte es sein, dass dieser Bursche sie überhaupt nicht ernst nahm? Aber war das wirklich verwunderlich?

In solchen Zeiten, in denen auch noch die jungen Mannsbilder lernten, dass das Wort einer Frau nichts galt? Hinter vorgehaltener Hand natürlich, vordergründig stimmte man dem allgemeinen Tenor zu, dass eine Frau zu respektieren sei und zudem mehr Recht auf Selbstbestimmung haben solle. Aber damit war selbstverständlich nur die Selbstbestimmung gemeint, die mit der Entscheidung zu tun hatte, was es zum Mittagessen geben, wo eingekauft und mit welcher Wolle das Kinderjäckchen gestrickt werden sollte.

Während Moiken tief Luft holte, um den Fotografen, der nach einigen prüfenden Blicken durch die Linse zufrieden war, endgültig und unmissverständlich zum Gehen aufzufordern, kam ihr im Hinblick auf ihre finanzielle Situation urplötzlich ein ganz anderer Gedanke: »Wenn dein Meister schon sein Geld mit dem Verkauf von Postkarten verdienen will und dich losschickt, dann sollte er auch so anständig sein und mir etwas für die Ablichtung meines Hauses bezahlen.« Ihre Stimme hatte sehr selbstsicher geklungen, was Moiken mit innerlichem Stolz erfüllte, und sie lobte sich für

ihren Einfall, der ihnen helfen könnte, zumindest den Januar besser zu überstehen.

Nun war es an dem jungen Burschen, verdutzt dreinzuschauen. »Ist das hier nicht das Haus von Peter Jacobsen?«

»Doch, das ist es – aber was tut das zur Sache?«

»Ich komme genau genommen im Auftrag von Herrn Theodor von Lengenfeldt. Er hat gehört, dass dieses Haus zum Verkauf steht, und da dem gnädigen Herrn momentan selbst die Zeit fehlt, sich vor Ort ein Bild von dem Haus zu machen, hat er unser Atelier mit einer Fotografie beauftragt, und ich wurde losgeschickt. So entscheidend ist das Foto nämlich nicht, denn im Grunde ist der gnädige Herr bei dem günstigen Preis schon längst vom Kauf überzeugt. Das ist aber auch ein niedliches Häuschen.«

Nun musste Moiken doch lachen, vor allem, weil sie so erleichtert war. »Das ist ein Irrtum. Dieses Haus steht nicht zum Verkauf. Aber der Name meines Mannes ist ja nicht gerade selten vertreten auf der Insel.«

Irritiert zog der Bursche die Brauen zusammen und sah sich um. »Aber wir sind doch hier im Takerwai in Keitum? Gibt es hier noch einen Peter Jacobsen?«

»Nein, natürlich nicht. Da muss Ihrem Auftraggeber etwas Falsches zu Ohren gekommen sein.«

»Nein, nein, er hat es vom Buchhändler Julius Meyer gehört, und hier ...« Er kramte in seiner Hosentasche und zog einen Zettel hervor, den er selbst noch einmal überflog, bevor er ihr die ausgeschnittene Zeitungsannonce entgegenhielt. »Gestern in der Sylter Zeitung erschienen.«

Mit zwei Schritten war sie bei ihm und riss ihm den Zettel aus der Hand. Tatsächlich. Schwarz auf weiß.

Wer hatte sich denn diesen Scherz erlaubt? Etwas anderes konnte das doch nicht sein.

Nun war auch Emma an ihrer Seite und las sich die Anzeige

durch. »Aber Mutter, warum hast du mir nichts davon gesagt? Ist es, weil Vater nicht zurückkommt? Ist er auf See geblieben?«

»Still jetzt. Sprich solche Dinge nicht aus, sonst werden sie wahr. Und selbst wenn es so wäre, dann bin ich die Erbin und würde einzig und allein über einen Verkauf bestimmen. Es ist also alles, wie ich schon sagte, ein großer Irrtum.« Sie sprach es überzeugt aus, doch in ihrem Kopf türmten sich die Fragen zu einem Berg auf. Trotzdem setzte sie hoch erhobenen Hauptes hinzu: »Richten Sie das Ihrem Auftraggeber, diesem Theodor Langenfels, aus, und ...«

»Lengenfeldt ...«, unterbrach sie der Bursche, der sich nun sichtlich unwohl in seiner Haut fühlte.

»Meinetwegen auch dem«, giftete Moiken ihn an, kurz davor, ihre gute Kinderstube zu vergessen.

»Ich werde Herrn von Lengenfeldt wohl kaum glaubhaft machen können, dass dies ein Irrtum ist.«

»Dann muss das eben Ihr Meister erledigen!«

»Der ist gerade in Berlin. Das werden Sie Herrn von Lengenfeldt wohl persönlich erklären müssen.«

»Ich muss gar nichts!«, gab sie zurück, wurde dann aber doch nachdenklich. Wäre es nicht besser, dieser Sache nachzugehen? Von Lengenfeldt ... Moiken kramte in ihrem Gedächtnis, in welchem Zusammenhang sie diesen Namen schon einmal gehört hatte. »Ist er nicht der Besitzer dieses Hotels in Westerland, das so wagemutig auf der hohen Düne direkt am Meer erbaut wurde?« Moiken erinnerte sich an die Bauzeit, während der sie als Kind in Westerland gelebt hatte. Da war der Name Lengenfeldt in aller Munde gewesen, allerdings im selben Atemzug mit zweifelhaften Titulierungen wie *größenwahnsinnig*, *vollkommen verrückt* und *der Irre vom Festland*. Schließlich würde kein vernünftiger und vorausschauend denkender Hotelier den Platz für sein Bauwerk so auswählen, dass man es der gefräßigen Nordsee auch gleich in den Schlund werfen könnte.

Nun, immerhin stand das Gebäude heute noch, und Otto Busse hatte es ihm nach ein paar Jahren mit seinem Hotel Miramar ein paar Schritte weiter südlich tatsächlich nachgetan, sich sogar noch näher an den Flutsaum gewagt.

»So ist es«, bemerkte der Bursche, als sei er ihren Gedanken gefolgt. »Die Strandvilla. Das teuerste, aber zugleich auch modernste Hotel, das Westerland zu bieten hat. Gerade lässt er es für die nächste Saison erneut aufwendig renovieren. Darum hat er keine Zeit, selbst nach Keitum zu kommen.«

»Das ist ja auch eine Weltreise«, spottete Moiken. »Warum will er überhaupt meine kleine Puppenstube kaufen? Das ist doch ein Witz! Genau wie diese Annonce. Ich will nur wissen, wer die aufgegeben hat. Und dass es sich um einen Irrtum handelt, kläre ich mit diesem viel beschäftigten Herrn von Lengenfeldt in einer halben Minute.« Westerland, dachte Moiken bei aller Entschlossenheit mit starker Beklemmung, ausgerechnet Westerland. Ob sie ihm vielleicht doch nur einen Brief schreiben sollte? Dadurch könnte sie sich eine Konfrontation mit der Vergangenheit ersparen.

Andererseits hatte sie das dringende Bedürfnis, diese Angelegenheit persönlich zu klären und vor allem schnell aus der Welt zu schaffen.

Zweifelnd hob der Bursche die Augenbrauen, was sie innerlich noch mehr in Rage brachte. Nach seinem frechen Auftritt glaubte er wohl, sie könne einem Mannsbild kein Paroli bieten.

»Nun, dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg«, sagte er achselzuckend und packte seine Kameraausrüstung ein. »Herr von Lengenfeldt ist sehr an dem Haus interessiert, und wenn sich der gnädige Herr einmal etwas in den Kopf gesetzt hat ...«

»Dann kann er sich das an den Hut schmieren! Emma, spann Adriano vor den Karren! Wir fahren nach Westerland!«



Adriano schnaubte unwillig. Auf der Suche nach etwas Fressbarem senkte das schwarze Pferd den Kopf, doch das Maul des Friesen traf nur auf Schnee und Sand.

Die Räder zogen tiefe Spurrinnen. Den Karren durch die Strandstraße in Westerland, die ihrem Namen alle Ehre machte, dem Wind entgegenzuziehen erschöpfte Adriano. Sein Alter sah man ihm aufgrund der kräftigen, friesentypischen Muskeln nicht an, doch ihr treues Kutschpferd mit der langen schwarzen Mähne blieb immer wieder stehen, und darum stiegen sie beide vom Karren ab und führten den Rappen entlang zahlreicher kleiner Läden den ansteigenden Weg hinauf, begleitet von abfälligen und belustigten Blicken der Passanten und tuschelnden Bemerkungen hinter Moikens Rücken.

Das machte ihr besonders zu schaffen. Nicht, weil man über ihr treues Pferd lästern könnte. Vielmehr wollte Moiken gar nicht wissen, ob das Gerede auch ihr galt, weil jemand sie wiedererkannt hatte.

Das war Vergangenheit, und die sollte ruhen.

Als sie das Ende der Strandstraße erreichten und von der hohen Dünenkuppe aufs Meer blickten, wehte ihnen eine steife Brise entgegen. Der Sand, den der Wind mit sich trug, ließ ihre Wangen prickeln.

Moiken hatte ganz vergessen, wie frisch, herb und wunderbar würzig die raue Nordsee riechen konnte, seitdem sie in Keitum wohnte und ihr tagtäglich der algenschwere Duft des Wattenmeers in der Nase hing. Nicht unangenehm, aber anders.

An Tagen mit Ostwind musste sie jedoch oft die Fenster geschlossen halten, weil vom Schlickwatt her ein modriger Geruch herüberzog. Zuweilen stank es sogar nach fauligen Eiern, dann sagte man, das Wattenmeer arbeite, und alles Schlechte werde in etwas Gutes umgewandelt. Ein schöner Gedanke, aber das machte den unerträglichen Duft nicht besser.